

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 32

Artikel: Aus dem Leben von Hansmax Preisel, Buchhalter. [Teil 4], Hansmax Preisel gibt sich ungern volksnah
Autor: Stamm, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-608172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

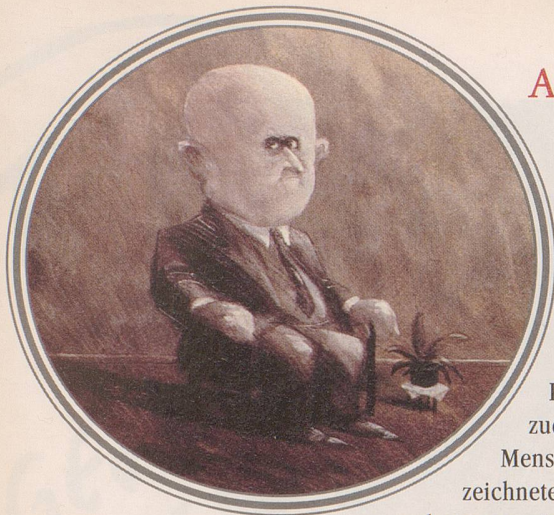
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Volksnah» war ein Wort, das Herrn Preisel immer missfallen hatte. Abgesehen davon, dass «volksnah» in der Politik meist ein Synonym für dumm war, war es Herrn Preisels Meinung nach zudem unlogisch, wenn ein Mensch sich als «volksnah» bezeichnete, da alle Menschen volksnah waren, einfach durch die Tatsache, dass sie selbst zum Volk gehörten. Allenfalls hätte man sich als einem anderen Volk nah bezeichnen können, also beispielsweise «dem Volk der Chinesen nah» oder der Österreicher. Dies wäre zwar logisch haltbar gewesen,

Hansmax Preisel gibt sich ungern volksnah

Herr Preisel hiess es jedoch aus ideologischen Gründen nicht gut, da in seinem Weltbild alle Völker der Erde ein einziges Volk bildeten.

Als «volksnah» wurde hingegen – wie als «tierlieb» – nach seiner Erkenntnis meist eine Haltung des egoistischen Ausnutzens, ein patriarchalisches Sichüberheben und Bevormunden der Objekte der Nähe bzw. Liebe bezeichnet. Die Selbstbezeichnung von Politikern, sie seien volksnah, ärgerte den Buchhalter nun nicht primär bei den Vertretern von Rechtsparteien. Von diesen erwartete er ohnehin nicht viel mehr als das stetige Wiederholen vereinfachender und dummer Parolen. Viel mehr schmerzte es ihn, wenn gewisse Kleriker oder Politiker der linken oder extrem linken Seite sich oder ihre Politik als «volksnah» bezeichneten. Damit meinten sie ja wohl, dass ihre Botschaften so einfach seien, dass sie von jedem und jeder verstanden werden könnten, was einerseits falsch war und andererseits gar nicht erstrebenswert. Eine vernünftige Politik besass ganz automatisch eine gewisse Komplexität und musste deshalb gezwungenermassen einem grossen Teil des Volkes für immer unverständlich bleiben, wie beispielsweise auch die Debitorenbuchhaltung in ihrer ganzen Tiefe nur von Spezialisten wie Herrn Preisel selbst ganz durchschaut wurde.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten Hansmax Preisel, nachdem er – wieder einmal – von einer Gruppe Halbwüchsiger, wohl seiner etwas antiquierten Gardero-

be wegen, sich unfreundliche Zurufe hatte gefallen lassen müssen und nur mit einem Schweissausbruch darauf zu reagieren gewagt hatte. Was die Jugendlichen nicht wissen konnten, war, dass solch an sich harmlose Neckereien in Herrn Preisel ernsthafte Zweifel an der Revolutionsfähigkeit der Menschheit aufkommen liessen. Zwar freute ihn einerseits der respektlose Umgang des Jungvolks mit der Tradition, verkörpert in diesem Fall durch ihn selbst, andererseits bedrückte ihn dessen Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit, die es auf schwarze Hüte feindschaftlich reagieren liess, während es sich die promotionellen Anbiederungen gewisser Grosskonzerne gefallen liess, die von ihren Werbeberatern mit farbenfrohen Auftritten versehen, mit Hilfe von verbilligten Konzerteintritten und Gratisimbissen sich die Sympathie der zukünftigen Kunden erkaufte. Immerhin tröstete Herrn Preisel, dass Rothoff & Cie., sein eigener Arbeitgeber, sich solcher Methoden nie bedient hatte.

Dass die Jugend in einer eigentlichen Sinnkrise steckte, die dieses Verhalten erklären konnte, ging Herrn Preisel erst auf, als er durch Zufall in den Besitz einer Gratiszeitschrift mit dem Titel «Musenalpexpress» kam. Seite für Seite dieses Organs war nämlich mit qualitativ eher zweifelhafter, dafür aber um so expliziterer Poesie gefüllt, in der sich Jugendliche, die ihr Alter bruchgenau in Drittel- und Vierteljahren angaben, zu aktuellen Themen wie Atomenergie, Liebe und Weltuntergang äusserten. Aus den Zeilen sprach neben altersgerechter künstlerischer Unbedarftheit eine tiefe Betroffenheit und oft eine pessimistische Weltsicht, mit der zu leben nicht einfach sein konnte. Fern davon, wie gewisse bürgerliche Politiker die Jugend zu kritikloser Akzeptanz und blauäugigem Optimismus aufzurufen, schrieb Herr Preisel dennoch einen kurzen Leserbrief an die Zeitschrift, in dem er nicht nur die Schönheit der Welt pries, sondern zudem auf die visionäre Kraft der Anarchie verwies und die jugendlichen Mitarbeiter der Zeitschrift dringend bat, nicht zu verzweifeln, da – wenn die Lage der Welt auch hoffnungsarm erscheinen möge – es dem einzelnen zwar obliege zu handeln, nicht aber zu zweifeln, da jede Wendung zum Guten sich aus der Summe einzelner, unbedeutender Handlungen ergebe, niemand jedoch eine genügend umfassende Welterkenntnis besitze, schlüssige Aussagen über die Zukunft des Planeten zu machen.

Da Herr Preisel die besagte Zeitschrift nicht abonniert hatte, wusste er nicht, ob sein Leserbrief je erschien. Immerhin wurde er in der Folge – so glaubte er zu bemerken – weniger häufig von Jugendlichen unflätig angesprochen. Und wenn er sich auch nicht einbildete, dass dies alleine seinem bescheidenen Brief zu verdanken sei, so hoffte er doch mit diesem dazu beigetragen zu haben, junge Menschen vom Zweifeln und Schreiben mittelmässiger Gedichte zu einer Haltung des aktiven Eingreifens in die Politik der mächtigeren Volksteile zu bekehren.

PETER STAMM